

Von den Drogenhändlern werden die Kinder zu blutigen Schlägereien um ihre Ration Rauschgift angestachelt.

Aber es geht nicht mehr nur um einzelne: Das ganze Land ist inzwischen abhängig vom Rauschgift. „Wenn der Drogenhandel aus irgendeinem Grund verschwände“, meint der ehemalige Finanzminister Flavio Machicado, „dann wäre das eine Katastrophe.“ Er legt ausführliche Statistiken vor, um seine Thesen zu beweisen: „In den letzten Jahrzehnten lag der Geldumlauf stets bei rund 12 Prozent des Bruttosozialproduktes. In den letzten zwei Jahren sank diese Ziffer plötzlich auf nur 7 Prozent.“

Der legale Sektor kann demnach das Funktionieren der bolivianischen Wirtschaft nicht mehr erklären. Gewiß kommt nur ein Teil des auf über eine Milliarde Dollar geschätzten Kokain-Geldes ins Land. „Der Drogenhandel pumpt rund 265 Millionen Dollar pro Jahr in unsere Wirtschaft“, sagt Machicado. Das Geld schafft Arbeit im „illegalen Sektor“, der neben Rauschgift auch etwa den Schmuggel umfaßt und rund 40 Prozent des Bruttosozialproduktes erwirtschaftet.

„Das Ende des Coca-Handels würde die weitverbreitete Unterbeschäftigung in Arbeitslosigkeit verwandeln, das Land ins Chaos stürzen“, warnt Machicado. Tatsächlich ist es dem ärmsten Land Südamerikas unmöglich, ohne äußere Hilfe den Drogenhandel wirkungsvoll zu bekämpfen. „Wovon sollen die Bauern denn leben?“ fragen Beamte in La Paz hilflos.

Besonders verbittert ist die bolivianische Regierung über die steten Drohungen des US-Kongresses, die ohnehin mageren Hilfsgelder zu stoppen, wenn keine Fortschritte erzielt werden. „Wir haben doch in einem halben Jahr die siebtgrößte Hyperinflation der Weltgeschichte gebändigt“, erklärt Planungsminister Gonzalo Sánchez de Lozada, „während wir also mit bloßen Händen gegen Tiger kämpfen, will Washington, daß wir auch das Krokodil noch töten.“

Nur ein Zehntel der Hilfe, die US-Präsident Reagan den nicaraguanischen „Contras“ spendet, könnte in Bolivien Wunder wirken, behaupten Drogenfahnder: „Wir haben ja weder Aufklärungsflugzeuge noch Hubschrauber, um entdeckte Laboratorien auszuheben.“

So weitet sich das gefährliche Geschäft unaufhaltsam aus. Die Stadt Cochabamba, deren Reichtum sich bei nur fünf Prozent der Bevölkerung konzentriert, will eine Steuer auf Coca-Pflanzungen erheben – und so zumindest mitprofitieren. An der Grenze zu Chile, wo wegen der Gebirgslage noch nie Coca angebaut wurde, sind die ersten Sträucher in Plastik-Gewächshäusern entdeckt worden.

„Wir müßten ein Kokain-Schmuggler-Flugzeug einmal mit einer roten Fahne bemalen“, träumt ein Politiker in La Paz. „dann wäre Reagan sicher sofort mit Hilfe zur Stelle.“

KUBA

Wahre Wurzeln

Nach mehr als 25 Jahren Diskriminierung hofiert KP-Chef Fidel Castro nun die katholische Kirche.

In San Cristóbal, der alten Kathedrale von Havanna, drängten sich Gläubige zu Tausenden, begeistert riefen sie den Namen des Papstes. 5000 Hostien hatten die Priester vorbereitet – viel zuwenig bei dem Massenandrang um die Kommunion.

An diesem sonnigen Februartag, Höhepunkt der ersten kubanischen Kirchenkonferenz seit 1959, schien der Ka-

woche lang darüber zu reden, wie die Beziehungen zum Regime verbessert werden könnten. Denn seit der kubanischen Revolution vor 27 Jahren war die Religion verpönt, wurden die Gläubigen staatlich diskriminiert.

Als der Comandante Fidel Castro am 8. Januar 1959 siegreich in Havanna einzog, trug er noch geweihte Heiligenmedaillen und Rosenkränze. Mit ihm kam Pater Sardñas, der auf Seiten der Revolutionäre in der Sierra Maestra gekämpft hatte.

Doch allmählich setzten sich die neuen Machthaber ideologisch vom Katholizismus ab. Praktizierende Christen wurden nicht in die Partei aufgenommen, daher blieb ihnen eine Karriere im Staatsdienst oder an der Universität versperrt.



KP-Chef Castro, US-Bischöfe*: „Christentum ist grundlegend kommunistisch“

tholizismus auf der kommunistischen Zuckerinsel des Máximo Lider Fidel Castro wiederaufzuerstehen.

Seither machen sich die Gläubigen sogar Hoffnungen. Johannes Paul II. werde Kuba besuchen. Solchen Spekulationen allerdings begegnete die römische Kurie bislang hinhaltend: Bei seiner Lateinamerikareise im Juli werde der Papst nicht in Havanna Station machen, möglicherweise aber 1987. „Die katholische Kirche Kubas hat sich immer einen Besuch des Papstes in unserem Lande gewünscht“, sagt Jaime Ortega, Erzbischof von Havanna, zum SPIEGEL. „Auch Castro ist wirklich daran interessiert und will die Visite gut vorbereiten.“

Dabei war es allein schon eine Sensation, daß sich 181 Vertreter der katholischen Kirche treffen durften, um eine

Anfang der 60er Jahre mußten viele Bischöfe und Priester die Insel verlassen, kirchliche Schulen wurden geschlossen. KP-Chef Castro griff die Kirche als „Refugium der Konterrevolution“ scharf an. Im Gegenzug exkommunizierte der Papst 1962 den Katholiken Fidel.

Von den rund zehn Millionen Kubanern sind inzwischen nur noch 41 statt früher 90 Prozent nominell Katholiken, darunter schätzungsweise nur 80 000 praktizierende. Die Priesterschaft ist auf 210, ein Viertel der Zahl von 1960, zusammengeschmolzen. In Castros Reich gibt es nur noch 300 Nonnen statt 3000 vor der Revolution. Als Mitteilungsorgan blieb der Kirche ein einziges, vier Seiten dünnes Blatt: „Vida Cristiana“ (Christliches Leben).

Nun jedoch setzt Staatschef Castro Signale für einen Wandel: Während der Kirchenkonferenz, gerade eine Woche nach dem dritten Kongreß der KP Ku-

* Im Januar 1985 in Havanna bei einem Empfang für eine Delegation der nordamerikanischen katholischen Bischofskonferenz.



Nonnen in Havanna: „Potentielle Konterrevolutionäre“

bas, empfing er Kardinal Eduardo Pironio, der als Delegierter des Vatikans aus Rom angereist war, um salbungsvolle Grußworte des Papstes für die kubanischen Glaubensbrüder zu übermitteln: „Ihr werdet innerlich von der Erfahrung der Gnade angeregt, die im Laufe der schwierigen Jahre durch Gebet, Opfer und das entsagungsvolle christliche Lebenszeugnis zahlreicher kubanischer Katholiken herangereift ist.“

An der Schlußsitzung des Treffens nahm, abgeordnet vom Máximo Líder, der stellvertretende Außenminister Ricardo Alarcón teil. „Die Zeiten der Konfrontation sind zu Ende“, meinte da Monsignore Carlos Manuel de Céspedes, Sekretär der kubanischen Bischofskonferenz. „Konzilianz kennzeichnet jetzt das Verhältnis zwischen Staat und Kirche.“

Zum Abschluß ihres Treffens legten die Katholiken einen 200 Seiten starken „Orientierungstext“ vor. Ihr Wunschkalog umfaßt eine aktivere Beteiligung am politischen und sozialen Leben, Zugang zu den Medien sowie Garantie der Religionsfreiheit in den Schulen. „Die Kinder gehen sonntags in die Kirche und hören montags von ihren Lehrern, Gott existiere überhaupt nicht“, klagt Céspedes.

Offenbar hat sich der Revolutionsheld nun aber Religionsfragen zum neuen

Lieblingsthema erkorren. Ein Buch mit dem Titel „Fidel und die Religion“ zeigt, daß er mit der Kirche nicht bloß flirtet.

Auf 384 Seiten faßt der brasilianische Dominikaner Frei Betto 23 Stunden Gespräche zusammen, die er vergangenen Mai mit Castro geführt hatte. Das Fernsehen Kubas meldete die Veröffentlichung, sogar die Parteizeitung „Granma“ kündigte Castros religiöse Standortbestimmung mit dem Zitat an: „Der wahre Autor sind die unterdrückten Völker Lateinamerikas. Das Christentum ist grundlegend kommunistisch.“

Die Kubaner, gewohnt, begierig alles aufzunehmen, was aus dem Mund des Máximo Líder kommt, standen am ersten Verkaufstag vor den Buchhandlungen Schlange. Die erste Auflage von 45 000 Exemplaren war nach zwei Tagen vergriffen.

Castro meint, er könne eine Synthese zwischen seinem Marxismus und der christlichen Lehre entwickeln: „Es gibt 10 000mal mehr Koinzidenzen des Christentums mit dem Kommunismus als mit dem Kapitalismus.“ Die zehn Gebote entsprächen den moralischen Grundsätzen der kubanischen Revolution, das sozialistische Postulat von Gleichheit, Brüderlichkeit und Solidarität sei nichts anderes als das christliche Gebot der Nächstenliebe.

Die kubanischen Revolutionäre, behauptet Castro ferner, ähnelten sogar christlichen Märtyrern, die Revolution interpretiert er als Wunder: „Christus hat Fische und Brot vermehrt, um dem Volk Nahrung zu geben. Was wir mit der Revolution und dem Sozialismus tun wollen, ist genau dies: Schulen, Lehrer, Krankenhäuser und Ärzte vervielfachen, die Produktivität von Industrie und Landwirtschaft vervielfachen, Forschungsstätten und Forschungsvorhaben vervielfachen.“

Castros Gesprächspartner, der Geistliche aus São Paulo, ist ein Verfechter der Kirche der Armen. Der Befreiungstheologe, der vier Jahre in Gefängnissen der brasilianischen Militärs eingesperrt war, verbirgt seine Bewunderung für die kubanische Revolution nicht. Deshalb stellt er dem Comandante keine kritischen Fragen, sondern gibt ihm die Gelegenheit, Propaganda zu machen für eine

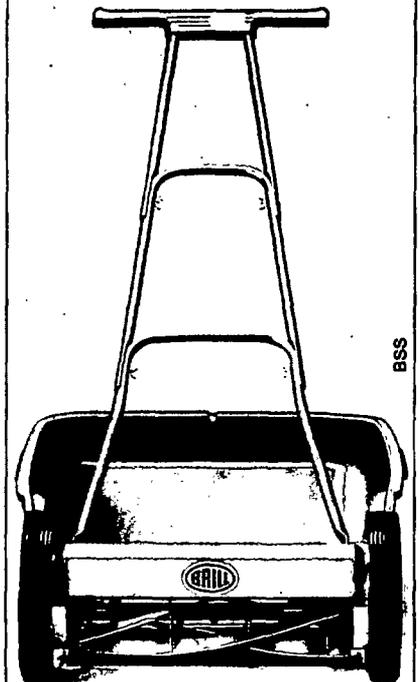
Ein BRILL ist unübertroffen leise.

Der Grund: das berührungslose Schneideprinzip, bei dem der Abstand zwischen Messerwalze und Untermesser nur eine Haarbrebite ausmacht.

Deshalb ist der BRILL Messerwalzenmäher Ideal-Luxus nicht nur superleise, sondern auch außergewöhnlich leichtgängig. Hinzu kommen so vorteilhafte Detaillösungen wie z. B. bequeme Schmitthöhenverstellung und Seitenbacken aus nichtrostendem Alu-Druckguß.

Die Summe aller Vorteile wird in ausgezeichneter Schnittqualität sichtbar, denn ein BRILL Messerwalzenmäher schneidet exakt wie eine Schere.

Nur im Fachhandel erhältlich.



BSS



AUSGEREIFTE GARTENTECHNIK

„strategische Allianz zwischen Christen und Kommunisten“, so Fidels Kulturminister Armando Hart in seinem Vorwort.

Aus dem neuen Bestseller erfahren die Kubaner, daß Fidels Mutter eine strenge Katholikin war – überall im Hause brannten Kerzen für die Heiligen und für die Jungfrau Maria – und daß er als Kind seine Lehrer an der Jesuitenschule verehrte.

Dennoch sei es nach dem fehlgeschlagenen Versuch, Castro durch die US-gesteuerte Schweinebucht-Invasion 1961 zu stürzen, nötig gewesen, die Kommunistische Partei Kubas zu gründen, die ganz rigoros dem Marxismus-Leninismus gehorcht. Sie habe die Katholiken nicht in antireligiöser Absicht ausgeschlossen, sondern als „potentielle Konterrevolutionäre“.

Tatsächlich war der Katholizismus in Kuba nie so tief verwurzelt wie sonst häufig in Lateinamerika. Die Priester wurden meist in Spanien ausgebildet, vertraten konservative Positionen und unterstützten vor allem die Oberschicht, die ihre Kinder auf kirchliche Gymnasien schickte. Die einfachen Leute folgten oft dem Voodoo-Kult und afrikanischen Riten, die schwarze Sklaven schon seit dem 16. Jahrhundert auf der Insel eingeführt hatten.

Inzwischen ist die kubanische Kirche progressiver geworden, bereit zur Versöhnung mit den Atheisten. Und der Ex-Revolutionär bekennt gegenüber Frei Betto, daß er heute die kirchliche Arbeit für die Armen anerkenne. Die Befreiungstheologie sei „die Wiederbegegnung des Christentums mit seinen wahren Wurzeln“. Ein Kuba-Besuch des Papstes, den er „einen bedeutenden Politiker“ nennt, würde Castros Werbefeldzug um die Gunst der Gläubigen krönen.

Trotz der Sympathie-Offensive Castros warnten einige Delegierte der Kirchenkonferenz vor zuviel Optimismus. Auch Monsignore Céspedes glaubt nicht daran, daß sich der 60jährige Marxist wirklich der Religion geöffnet habe. „Er weiß, daß er davon innenpolitisch profitiert. Dann wird ihm das auch in der Außenpolitik nützen.“

USA

Heldenhafte Frontschweine

Ruhm hat sich Bestsellerautor James Webb mit seinen Vietnam-Romanen erworben. Jetzt arbeitet er in der Chefetage des Pentagon.

Die Erinnerung an den ersten verlorenen Krieg ist billig geworden in den USA.

Da wird ein verkleinertes Duplikat des Washingtoner Vietnam-Denkmal über die Dörfer geschickt und bietet nicht mehr nur Anlaß für kommunale Katharsis, sondern vor allem für gute alte

Heldenverehrung: Trompeten, Fahnenappelle und markige Reden. Amerikas Dschungelkrieger haben Walhall endlich erreicht.

Harvard-Professoren, einst an der Spitze des Vietnam-Protestes, versuchen sich auf wissenschaftlichen Symposien an einer Rehabilitation des Krieges. Relativ frei sei er gewesen, von strategischem Interesse, vornehmlich aus ideologischen Gründen geführt und – immerhin waren es kommunistische Truppen, gegen die gefochten wurde – deshalb auch moralisch gerechtfertigt.

Und er wird vermarktet, vorzugsweise vom gleichen Hollywood, das einst Kas-

„ersten revisionistischen Vietnam-Roman“ schrieb.

Webb, gegenwärtig Herr über 1,9 Millionen Reservisten in den USA, ist zugleich Amerikas derzeit erfolgreichster Kriegaautor. Von seinen drei Romanen sind bisher über zwei Millionen Exemplare verkauft worden. Dem Kollegen Tom Wolfe gilt er als einer der vier oder fünf bedeutendsten jungen US-Schriftsteller; nach eigener, koketter, aber nicht selbstverliehener Einschätzung ist er ein „anständiger, aufrechter Faschist“ – des Pentagons eigener Rambo, nicht die Filmkarikatur, vielmehr das Original.



Unterstaatssekretär Webb, Kriegserinnerungen*: „Ich werd's dem Feind zeigen“

se gemacht hatte mit Antikriegsfilmen. Chuck Norris, Sylvester Stallone, Clint Eastwood, die ganze Garde des amerikanischen Kino-Machismo verdient mit bei der großen Vietnam-Revision.

Im dritten Stock des Pentagon, in einem Chefzimmer, dessen beeindruckende Ausmaße für physisch gewichtigere Amtsinhaber geschaffen zu sein scheinen, arbeitet ein Mann, der diese Entwicklung mit Genugtuung betrachtet – einerseits. Andererseits „frustrieren“ ihn die heutigen Kassenerfolge der damals feindlichen Institution Hollywood. Was allerdings wiederum eine Art höhere Gerechtigkeit darstellt.

Denn James Webb, 40, Unterstaatssekretär im Verteidigungsministerium für Angelegenheiten der Reserve, ist mitverantwortlich für diese Entwicklung – als einer von vielen, die Sorge trugen, daß ihre Wahrheit über den Krieg zur quasi amtlichen Wahrheit wurde. Er war es, der nach eigenem, wenngleich ironisch gemeintem Eingeständnis den

Seine Prosa ist martialisch:

Ich werde ein Marineinfanterist sein, wie ihn sich der Kommandant erträumt hat. Tag und Nacht werde ich mir den Arsch aufreißen, jede feindliche Stellung stürmen und keine Angst haben, eine Kugel verpaßt zu kriegen. Ich werd's dem Feind zeigen, ihm das Maul stopfen und ihn kalt machen für Marinekorps und Vaterland. Und ich werde unsere Fahne aufpflanzen. Ich werde nach Vietnam gehen und den Kerl finden, der (meinen Freund) umgebracht hat, und ich werde ihn umbringen, ihn langsam sterben, ihn zu Tode bluten lassen.

Solche Sätze sind nicht schwer zu finden. Webbs Romane sind voll von heldenhaften Frontschweinen, feigen Etappenhengsten, schlapp gewordenen Stäbclern, aufrechten Konservativen, schrillen Liberalen, heimat- und blutsverbundenen Hinterwäldlern, oberflächlichen Städtern. Kurz, der Literat Webb schreckt vor keinem Klischee zurück, um

* Vor Bildern seiner Vietnam-Zeit in seinem Arbeitszimmer im Pentagon.